

Clint Smith

Was wir uns erzählen

CLINT SMITH

**WAS WIR
UNS ERZÄHLEN**

Das Erbe der Sklaverei –
eine Reise durch die
amerikanische Geschichte

Aus dem amerikanischen Englisch
von Henriette Zeltner-Shane

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
How the Word is Passed. A Reckoning with the History of Slavery across America
bei Little, Brown and Company.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2021 by Clint Smith
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022
by Siedler Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Antje Steinhäuser
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München,
nach einer Vorlage von Dan Mogford
Umschlagabbildungen: © shutterstock
Satz: Uhl + Massopust GmbH, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8275-0158-5
www.siedler-verlag.de

Vorbemerkung des Verlags

Clint Smith zitiert zahlreiche historische Texte, Artikel und Aussagen aus der Zeit der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, als Bezeichnungen und Begriffe, die heute als rassistisch, diskriminierend und abwertend gelten (Nigger, Neger, Mulatte, Rasse, Negroes, untermenschlich, Kaffern), gebräuchlich waren. Diese Bezeichnungen und Begriffe werden in der Übersetzung wiedergegeben und weder umschrieben noch vermieden oder mit Sternchen versehen, da es ja gerade das Anliegen des Autors ist, durch systematische Benennung und explizite Wiedergabe auch drastischer Stimmen das Wirken und Nachwirken der Geschichte aufzuzeigen.

»Schwarz« bezeichnet in diesem Buch in den meisten Fällen kein Adjektiv und keine Hautfarbe. Es handelt sich vielmehr um eine politisch gewählte Selbstbezeichnung zur Beschreibung einer von Rassismus betroffenen gesellschaftlichen Position. »Schwarz« wird deshalb in Entsprechung zum englischen »Black« großgeschrieben.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Buch häufig die Sprachform des generischen Maskulinums angewendet.

Für meine Kinder

Unsere Vergangenheit war die Sklaverei. Bei ihr verbietet sich jede Selbstgefälligkeit oder Gemütsruhe. Ihre Geschichte ist ein Protokoll von Sträflingen, eine Offenbarung des Leids. Sie wurde mit blutigen Lettern geschrieben. Ihr Atem ist ein Seufzer, ihre Stimme ein Stöhnen. Und wir wenden uns mit Schaudern von ihr ab. Heute besteht unsere Pflicht darin, den Fragen, mit denen wir konfrontiert sind, mit Intelligenz und Mut zu begegnen.

FREDERICK DOUGLASS, »THE NATION'S PROBLEM«

Man muss wissen, dass der Mississippi streckenweise begradigt wurde, um Platz für Häuser und Ackerland zu gewinnen. Gelegentlich flutet der Fluss diese Stellen. »Fluten« sagt man dazu, dabei ist es eigentlich kein Überfluten, sondern Erinnern. Ein Erinnern daran, wo er einst geflossen ist.

TONI MORRISON, »THE SITE OF MEMORY«

Inhalt

Vorbemerkung des Autors	15
»Die ganze Stadt ist ein Denkmal der Sklaverei« Prolog	17
»Es gibt einen Unterschied zwischen Geschichte und Nostalgie« Monticello Plantation	24
»Ein offenes Buch unter freiem Himmel« Die Whitney Plantation	79
»Ich kann nicht ändern, was hier geschehen ist« Angola Prison	122
»Ich weiß nicht, ob sie stimmt, aber sie gefällt mir« Blandford Cemetery	166
»Unser Unabhängigkeitstag« Galveston Island	237
»Wir waren die Guten, stimmt's?« New York City	280

»Ein Sklave ist schon zu viel«

Gorée Island 321

»Ich habe es durchlebt«

Epilog 361

Anhang 389

Über dieses Projekt 390

Dank 394

Anmerkungen 399

Register 419

Vorbemerkung des Autors

Die Besuche und Besichtigungen, die ich in diesem Buch beschreibe, fanden zwischen Oktober 2017 und Februar 2020 statt. Manche Orte suchte ich mehrmals auf, andere nur ein einziges Mal. Alle Zitate wurden mit einem digitalen Aufzeichnungsgerät aufgenommen. Manche Namen sind geändert, um die Privatsphäre von Menschen zu schützen.

Ich möchte darauf hinweisen, dass dieses Buch sich zwar auf die Orte konzentriert, an denen die Geschichte der Sklaverei in Amerika weiterlebt, das Land, auf dem viele dieser historischen Stätten liegen, jedoch ursprünglich indigenen Völkern gehörte. Von den acht Orten in den USA, die ich für dieses Buch besuchte, befindet New Orleans sich auf Land der Chitimacha und Choctaw, Monticello auf Monacan-Land, die Whitney Plantation wieder auf Land der Choctaw, ebenso das Angola Prison; der Blandford Cemetery wurde auf Land der Appomattox und Nottoway angelegt; Galveston, Texas, steht auf Land der Akokisa, Karankawa und Atakapa; New York City wurde auf Land der Munsee Lenape errichtet; und das National Museum of African American History and Culture befindet sich auf Land der Nacotchtank (Anacostan) und Piscataway. Ich möchte anmerken, dass Territorien der Ureinwohner sich oft überlappen und veränderbare Grenzen aufwiesen, die sich im Laufe der Zeit verschoben. Diese Zuordnung ist daher nicht definitiv, aber ein möglichst akkurater Versuch, diejenigen zu würdigen, die als Erste durch dieses Land gezogen sind.¹

»Die ganze Stadt ist ein Denkmal der Sklaverei«

Prolog

Der Himmel überspannte den Mississippi wie eine Melodie. An diesem windstillen Nachmittag strömte der Fluss ruhig dahin. Sein Wasser war gelblich-braun von den Sedimenten, die er auf seinem Tausende Meilen langen Weg nach Süden, durch Ackerland, Städte und Vororte, mit sich trug. In der Dämmerung flackerten die Lichter der Crescent City Connection, zweier Auslegerbrücken über den Fluss, die das westliche Ufer New Orleans' mit dem östlichen verbinden. Phosphoreszierende Lampen schmückten die Stahlträger wie eine Versammlung von Glühwürmchen auf den Rücken von zwei mächtigen, reglosen Kreaturen. Ein Schleppkahn war auf dem Weg flussabwärts und zog ein Riesenschiff hinter sich her. Die Geräusche aus dem French Quarter direkt hinter mir pulsierten über den gepflasterten Gehweg weiter unten. Eine Pop-up-Brassband schmetterte in die frühabendliche Luft. Die Klänge von Trompeten, Tubas und Posaunen mischten sich mit den Geräuschen einer sich sammelnden Menge. Ein junger Mann trommelte auf umgedrehten Plastikeimern, flink und geschickt bewegten sich

die Trommelstöcke in seinen Händen. Leute traten zum Fotografieren ans Flussufer. Sie hofften wohl auf ein Bild von sich selbst inmitten eines erkennbaren Stücks der für New Orleans so typischen Ikonografie.

Nachdem der transatlantische Sklavenhandel 1808 verboten worden war, transportierte man etwa eine Million Menschen vom oberen in den unteren Süden. Mehr als hunderttausend von ihnen wurden über den Mississippi transportiert und in New Orleans verkauft.

Leon A. Waters kam und stellte sich neben mir an den Fluss. Die Hände in den Hosentaschen, die Lippen zusammengepresst blickte er über die leichte Biegung des Mississippi zwischen den beiden Ufern der Stadt. Er war mir von einer Gruppe junger Schwarzer Aktivistinnen und Aktivisten in New Orleans vorgestellt worden, die Teil der Organisation »Take 'Em Down NOLA« waren.¹ Deren selbst gestecktes Ziel ist »die Entfernung ALLER Symbole weißer Vorherrschaft in New Orleans, als Teil einer breiteren Anstrengung für ethnische & ökonomische Gerechtigkeit«. Waters war ein Mentor vieler Mitglieder dieser Gruppe – sie betrachten ihn als eine Art Elder Statesman ihrer Bewegung und schreiben ihm eine zentrale Rolle in ihrer politischen Bildung zu.

Ende sechzig und mit grau meliertem Schnurrbart, trug Waters ein schwarzes Sakko über einem grau-weiß gestreiften Hemd, dessen obersten Knopf er offen gelassen hatte. Eine dunkelblaue Krawatte hing locker um den offenen Kragen und über den Bund seiner verwaschenen Jeans. Eine rechteckige Brille mit dünnem Gestell saß ziemlich weit oben auf seinem Nasenrücken. Auf dem linken Glas war in der unteren Ecke ein schwacher Fleck zu erkennen. Seine Stimme war tief und monoton. Man könnte Waters fälschlicherweise für mürrisch halten, doch seine

Art spiegelt einfach nur wider, wie ernst er das Thema nimmt, das er oft diskutiert: die Sklaverei.

Wir standen vor einer Plakette, die kürzlich das »New Orleans Committee to Erect Historic Markers on the Slave Trade« angebracht hatte, um die Rolle Louisianas im transatlantischen Sklavenhandel zu erläutern. »Sie erfüllt ihren Zweck«, meinte Waters zu der Gedenktafel. »Den ganzen Tag über kommen Leute vorbei, bleiben stehen, lesen, machen Fotos ... Es ist auch ein Weg, um Leute darüber aufzuklären.«

In den letzten Jahren hat man begonnen, solche Schilder in der Stadt aufzustellen, die jeweils den Bezug einer bestimmten Gegend zur Versklavung dokumentieren. Das Ganze ist Teil einer größeren Auseinandersetzung. Nachdem jahrelang Schwarze Menschen von der Polizei getötet wurden und ihr Sterben mittels Videos in die ganze Welt übertragen wurde, nachdem ein weißer Supremacist in eine Schwarze Kirche in Charleston, South Carolina, stürmte und dort neun Menschen tötete, die gerade beteten, nachdem Neonazis durch Charlottesville, Virginia, marschierten, um eine Konföderierten-Statue zu schützen, und eine auf Lügen basierende Geschichte reklamierten, nachdem George Floyd durch einen auf seinem Hals knien den Polizisten ermordet worden war, da begannen Städte im ganzen Land, sich genauer mit der Geschichte auseinanderzusetzen, die solche Momente möglich machte. – Eine Geschichte, die viele bis dahin nicht anerkennen wollten. Für Waters, der sich als Heimatforscher und Revolutionär versteht, war das kein Neuland. Er und Gleichgesinnte arbeiteten jahrelang dafür, das Erbe der Unterdrückung in der Stadt – und darüber hinaus im ganzen Land – zu beleuchten.

Erst kürzlich, nach jahrzehntelangem Druck von Aktivistinnen und Aktivisten und im Rahmen einer breiteren Bewegung

auf nationaler Ebene, haben offizielle Vertreter der Stadt begonnen zuzuhören. Oder vielleicht haben sie endlich das Gefühl, über das nötige politische Kapital zu verfügen, um aktiv zu werden. Jedenfalls entfernte New Orleans 2017 vier Statuen und Denkmäler, die, wie man befunden hatte, dem Vermächtnis der *White Supremacy*, der weißen Vorherrschaft und Überlegenheit, Tribut zollten. Die Stadt beseitigte Denkmäler von Robert E. Lee, Sklavenhalter und General der erfolgreichsten Armee der Konföderierten im Civil War, von Jefferson Davis, Sklavenhalter sowie erster und einziger Präsident der Konföderierten, P.G.T. Beauregard, Sklavenhalter und General der Konföderierten-Armee, der die ersten Schüsse im Bürgerkrieg anordnete, sowie ein Monument, das an die Schlacht am Liberty Place 1874 erinnerte. Damals versuchten White Supremacists während der Phase der Reconstruction, als die abtrünnigen Südstaaten wieder in die Union eingegliedert wurden, die etablierte Regierung im Bundesstaat Louisiana zu stürzen. Diese Denkmäler sind jetzt weg, aber mindestens hundert Straßen, Statuen, Parks sowie nach Konföderierten, Sklavenhaltern oder Verfechtern der Sklaverei benannte Schulen sind noch da. An einem kühlen Februarnachmittag versprach Waters, Gründer der Hidden History Tours of New Orleans, mir zu zeigen, wo einige dieser Spuren der Vergangenheit weiter vorhanden sind.

Waters fuhr mich an zwei Schulen vorbei, die nach John McDonogh benannt sind. Bis in die 1990er versah man Dutzende Schulen, die hauptsächlich Schwarze Kinder besuchen, mit dem Namen dieses reichen Kaufmanns, der auch Sklavinnen und Sklaven besaß. Wir passierten zudem Läden, Restaurants und Hotels, die dort standen, wo einst die Büros, Verkaufsräume und Sklavenpferche von über einem Dutzend Sklavenhandelsfirmen gewesen waren, die New Orleans zum größten Sklavenmarkt

im Vorkriegsamerika gemacht hatten. Zum Beispiel das Omni Royal Hotel, errichtet an der Stelle des St. Louis Hotel, wo Männer, Frauen und Kinder ge- oder verkauft und voneinander getrennt wurden. Schließlich erreichten wir den Jackson Square im Herzen des von Touristen überfüllten French Quarter. Dort hatte man einst aufständische versklavte Menschen exekutiert.

Sogar die Straße, an der Waters mich am Ende unserer Tour absetzte und in der meine Eltern jetzt wohnen, ist nach Bernard de Marigny benannt, einem Mann, der im Laufe seines Lebens mehr als hundertfünfzig versklavte Menschen besaß. Das Echo der Sklaverei ist allgegenwärtig. Sie steckt in den Dämmen, die ursprünglich von versklavten Arbeitskräften errichtet wurden. Ebenso in der kleinteiligen Architektur einiger der ältesten Gebäude der Stadt, die versklavte Hände errichteten. Sie steckt in den Straßen, die erstmals von versklavten Menschen gepflastert worden sind. Oder wie der Historiker Walter Johnson über New Orleans sagte: »Die ganze Stadt ist ein Denkmal der Sklaverei.«²

New Orleans ist mein Zuhause. Dort bin ich geboren und aufgewachsen. Ich erforsche noch, inwiefern die Stadt ein Teil von mir ist. Dabei kam ich zu der Erkenntnis, dass ich relativ wenig über das Verhältnis meiner Heimatstadt zu den Jahrhunderten Sklaverei weiß, die im weichen Boden der Stadt wurzeln. Die in den Statuen stecken, an denen ich täglich vorbeigegangen war, in den Namen der Straßen, in denen ich wohnte, in den Namen der Schulen, die ich besuchte, genau wie in den Gebäuden, die für mich früher nichts anderes waren als Reste kolonialer Architektur. Das war alles direkt vor meinen Augen, auch wenn ich gar nicht danach suchte.

Im Mai 2017 – nachdem die Statue von Robert E. Lee nahe dem Zentrum von New Orleans von ihrem sechzig Fuß hohen

Sockel geholt worden war – quälte mich plötzlich die Art und Weise, wie an die Sklaverei erinnert und sich damit auseinandergesetzt wird. Ich brachte mir all die Dinge bei, von denen ich wünschte, jemand anderer hätte sie mich schon längst gelehrt. Unser Land befindet sich in einem Moment, an einem Wendepunkt, an dem es die Bereitschaft gibt, sich intensiv mit dem Erbe der Sklaverei zu beschäftigen und damit, wie diese die Welt, in der wir heute leben, geprägt hat. Allerdings schien es so, als wehrten sich manche umso starrsinniger dagegen, je bewusster manche Orte sich bemühten, die Wahrheit über ihre Nähe zur Sklaverei und deren Folgen zu erzählen. Ich wollte einige dieser Orte besuchen – solche, die die Wahrheit erzählen, solche, die davor weglaufen, und wieder andere, die irgendetwas dazwischen tun – einfach um diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu verstehen.

In *Was wir uns erzählen* reise ich an acht Orte in den USA und einen im Ausland, um zu begreifen, wie jeder einzelne davon mit seinem Verhältnis zur Geschichte der amerikanischen Sklaverei umgeht. Ich besuche Plantagen, Gefängnisse, Friedhöfe, Museen, Gedenkstätten, Häuser, historische Sehenswürdigkeiten und Städte. Die Mehrzahl dieser Plätze befindet sich im Süden der USA, da hier die Sklaverei im Verlauf ihrer knapp zweihundertfünfzigjährigen Existenz in diesem Land am intensivsten betrieben wurde. Doch ich reise auch nach New York City und ins senegalesische Dakar. Jedes Kapitel ist das Porträt eines Ortes, aber ebenso ein Porträt der Menschen dort – derjenigen, die dort wohnen oder arbeiten und die Nachkommen des Landes und der Familien sind, die einst darauf lebten. Es sind Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Geschichte des jeweiligen Ortes außerhalb traditioneller Klassenzimmer und anders als in herkömmlichen Geschichtsbüchern zu er-

zählen. Offiziell oder inoffiziell sind sie Heimatforscher, die ein Stück vom kollektiven Gedächtnis dieses Landes in sich tragen. Sie betrachten es als ihre Lebensaufgabe, diese Geschichte mit anderen zu teilen. Und für das vorliegende Buch haben viele von ihnen diese Geschichte großzügigerweise mit mir geteilt.

»Es gibt einen Unterschied zwischen Geschichte und Nostalgie«

Monticello Plantation

Als ich morgens von zu Hause in Washington, D.C., aufbrach, fuhr ich in die entgegengesetzte Richtung zum Berufsverkehr. Erst durch die Viertel mit neuen Eigentumswohnungen im zunehmend gentrifizierten Washington, dann durch die von Einfamilienhäusern geprägten Vororte des nördlichen Virginia und in die weite grüne Landschaft, die die I-95 South umgibt. Auf dem Weg nach Monticello konnte ich sehen, dass Virginia eigentlich aus zwei Staaten besteht. Der Norden mit seinen Kommunen, die dem District of Columbia als Vorstädte dienen, empfand schon immer eine gewisse Distanz zum Süden. Jedenfalls kam mir das so vor, als ich dort aufwuchs. Aber hinter den Vorstädten und nachdem ich an immer mehr Diners und Tankstellen vorbeikam, die Südstaaten-Flaggen in den Fenstern hängen hatten, wurde ich daran erinnert, dass dieser Bundesstaat einst die Hochburg der Konföderierten war.

Auf dem Highway hatte ich den Tempomat eingeschaltet – und auch mein Verstand funktionierte irgendwie auf Automatik –, denn ich nahm nur aus dem Augenwinkel ein Schild wahr,

das auf eine Plantage hinwies. Weil ich vermutete, dass das Monticello sein musste, wollte ich schon abbiegen. Im letzten Moment lenkte ich zurück auf den Highway, weil es sich nicht um Thomas Jeffersons Plantage handelte, sondern um die von James Madison – Jeffersons engem Freund, Vertrautem, ebenfalls aus Virginia stammend und sein Nachfolger als Präsident.

Madisons Plantage Montpelier, keine dreißig Meilen nördlich von Jeffersons, ist eine Art Auftakt zu Monticello. Nicht allein wegen der räumlichen Nähe, sondern weil die beiden Männer ein ähnlich widersprüchliches Verhältnis zu den ambitionierten Dokumenten hatten, die sie verfassten, während versklavte Menschen auf ihren Plantagen schufteten. Die Familie Madison verfügte im Lauf ihrer Zeit auf dem Anwesen über mehr als dreihundert versklavte Menschen. Die beiden Männer schrieben in die Gründungsdokumente der Vereinigten Staaten Worte, die für Gleichheit und Freiheit warben, während sie gleichzeitig Menschen besaßen. Beide Männer schufen eine Nation, während sie die Ausbeutung von Millionen Menschen ermöglichten. Was sie unserem Land gegeben und ihm gestohlen haben, das muss man zusammen betrachten. Ich bog nicht nach Montpelier ab, doch die Tatsache, dass ich auf dem Weg nach Monticello daran vorbeikam, rief mir ins Gedächtnis, dass Jefferson in seiner moralischen Widersprüchlichkeit kein Einzelfall war. Vielmehr war er einer der Gründerväter, die um ihre eigene Freiheit kämpften, während sie gleichzeitig weiter mit ihren Stiefeln auf den Nacken Hunderter anderer standen.

Wenige Meilen von Monticello entfernt wird aus dem Highway eine einspurige Straße, gesäumt von Zypressen und Hemlocktannen. Ich parkte auf dem unbefestigten Parkplatz und stieg die betonierten Stufen hinauf, um mich nach Tickets für eine Führung zu erkundigen.

Eines der ersten Dinge, das mir an Monticello auffiel: Die überwältigende Mehrheit der Besucherinnen und Besucher schien weiß zu sein. Das ist nichts Unerwartetes, aber ich finde es doch bemerkenswert, dass die Verhältnisse auf einer Plantage sich so umgekehrt haben. Es gab zwar einige Touristengruppen aus verschiedenen asiatischen Ländern, doch das waren seltene Ausnahmen. Vor zweihundert Jahren war Monticello, wie die meisten Plantagen, größtenteils durch die versklavten Nachkommen von Afrikanerinnen und Afrikanern bewohnt, während weiße Arbeitskräfte und Jeffersons Familie deutlich in der Minderheit waren. Zu jedem beliebigen Zeitpunkt lebten dort ungefähr hundertdreißig versklavte Menschen, also weitaus mehr als Jefferson, seine Familie und bezahlte weiße Arbeitskräfte.¹

Ich ging auf die stattliche Villa zu, die sich nur ein paar Hundert Schritte vor mir erhob. Von dem Kiesweg stiegen Hitze- wellen auf, und ausladende Maulbeerbäume boten den Besuchern immer wieder kühlere Stellen zur Erholung. Unter einem üppigen Zuckerahorn an einer Seite des Hauses wartete eine Gruppe aus etwa einem Dutzend Leuten, die sich darüber austauschten, woher sie kamen. Unterschiedliche Generationen und Bundesstaaten waren vertreten.

»Und was ist mit Ihnen, Sir?«, fragte der Tourguide, nachdem ich mich rasch zum Rest der Gruppe unter den Baum gestellt hatte. Die Führung begann schon zehn Minuten nach meiner Ankunft und beschäftigte sich speziell mit Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei.

»Ich komme aus DC«, antwortete ich.

»Das liegt ja gleich um die Ecke!«, meinte er, nickte und zeigte ein höfliches, aber geübtes Lächeln.

Bevor ich mich sammeln und mit voller Aufmerksamkeit der

Gruppe widmen konnte, überwältigte mich schon, was hinter uns in der Ferne lag. Die ganze Plantage befand sich oben auf einem Berg, umgeben von einer dichten Kaskade verschiedener Bäume, die so eng standen, dass man nicht erkennen konnte, wo einer aufhörte und der nächste begann. Hinter den ersten Bäumen erstreckte sich die hügelige Landschaft in alle Richtungen, während die Silhouette ferner Berggipfel die Wolken berührte.

David Thorson, unser Guide, trug ein blau-weiß gestreiftes Oxfordhemd, kurzärmelig, aber eine Nummer zu groß, sodass die Ärmel in der leichten Bergbrise um seine Ellbogen flatterten. Die scharf gebügelte Kakhose saß hoch um seine Taille und imposante Bügelfalten reichten vom Gürtel bis zu den Schuhen. Davids pfirsichfarbenes Gesicht, gerötet von all den Stunden in der Sonne, war glatt rasiert. Falten und Furchen umgaben sein Kinn und erstreckten sich über den Hals. Er trug eine große Brille mit dickem Gestell und einen breitkrempigen braunen Hut, der seine Augen ein wenig beschattete. Er sprach mit ruhiger Objektivität, die die Leute zum Diskutieren einlud. Wie ein Professor.

Später erfuhr ich, dass er vor seiner Tätigkeit in Monticello über dreißig Jahre lang bei der U.S. Navy gedient hatte. Er besaß keine Erfahrung als Lehrer und hatte auch nie etwas in Richtung Museumspädagogik gemacht, bevor er diesen Job annahm. Seine beiden Kinder hatten an der University of Virginia in Charlottesville studiert und er und seine Frau sich bei ihren häufigen Besuchen im Lauf der Jahre in die Stadt verliebt. Diese Liebe war so groß, dass sie beschlossen, umzuziehen, nachdem David seine Militärlaufbahn beendet hatte, obwohl ihre Kinder die Universität da schon längst abgeschlossen hatten.

»Ich wollte nicht rumsitzen und mich mit dem Fernseher

unterhalten«, erzählte er mir später. »Man kommt hier mit Leuten ins Gespräch, mit einem breiten internationalen Publikum von Leuten, die sich für amerikanische Geschichte und Thomas Jefferson interessieren. Und mir war es ein Anliegen, die Geschichte mit anderen zu teilen, weil ich fest davon überzeugt bin, dass man die USA nur versteht, wenn man bis zu Jefferson zurückgeht.«

Davids beschattete Augen verliehen ihm etwas Rätselhaftes, doch als er zu der Gruppe zu sprechen begann, drückte er sich alles andere als enigmatisch aus. »Die Sklaverei ist eine Institution. Zu Jeffersons Lebzeiten wurde sie zu einem System. Aber was ist dieses Sklavensystem? Es ist ein System der Ausbeutung, der Ungleichheit und Exklusion, ein System, in dem man Menschen wie Eigentum besitzt und sie mit körperlicher und seelischer Gewalt unterdrückt, ein System, das sogar Leute rechtfertigten, die wussten, dass Sklaverei moralisch falsch war. Und wie machten sie das? Indem sie die schiere Menschlichkeit der Versklavten ausschließlich auf der Grundlage ihrer Hautfarbe leugneten.«

Leute aus der Gruppe begannen zu tuscheln, manche hinter vorgehaltener Hand.

Mit nur ein paar Sätzen hatte David das Wesen von Besitzsklaverei auf eine Art und Weise auf den Punkt gebracht, wie es nur wenigen meiner Lehrer je gelungen war. Nicht dass diese Information neu gewesen wäre. Ich hatte nur nicht erwartet, sie an *diesem* Ort zu hören, auf diese Weise und in einer Gruppe fast ausschließlich weißer Besucher, die ihren Tourguide jetzt aufmerksam ansahen.

David schwieg kurz und sagte dann: »Hier findet ein Kampf statt.« Er fuhr fort zu erzählen, dass Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei offenkundig war, weil er ausführlich darüber Buch führte.

Am bekanntesten ist sein Farm Book. In diesem dokumentierte er Namen, Geburtsdatum und -ort sowie den Verkauf jeder Person, die er in Knechtschaft hielt. Er zeichnete auch auf, welche Rationen er an die Versklavten ausgab. Eine typische Wochenration, sagte David, bestand aus »einer Tüte Maismehl, einem halben Pfund Fleisch, üblicherweise vom Schwein, und gelegentlich ein halbes Dutzend eingesalzener Fische«.

David erklärte, dass aus Jeffersons Aufzeichnungen hervorging, wer im Laufe der Jahrzehnte ge- und verkauft wurde. Jefferson verkaufte, vermietete und belieh versklavte Menschen – oft um Schulden zu begleichen und um seinen Lebensstandard zu finanzieren. (Die Leute, die Jefferson verkaufte, kamen größtenteils von Poplar Forest, seiner Plantage in Bedford County, aber auch von Monticello und einer kleineren Plantage in Goochland County namens Elkhill.) Der Besitz versklavter Arbeitskräfte half Jefferson, laut David, seinen Lebensstil zu halten, und brachte ihm Zeit und Raum, um sich dem zu widmen, was er am liebsten tat: lesen, schreiben und Gäste empfangen.

»Jefferson machte seinen Kindern und Enkeln auch Geschenke«, sagte David und schien damit das Thema zu wechseln. Eine Verschnaufpause für diejenigen, die innerhalb weniger Minuten erlebt hatten, wie ihre bisherige Vorstellung von Jefferson sich in Luft auflöste. Ich war enttäuscht und wollte lieber mehr über die Aspekte von Jeffersons Vermächtnis hören, die so oft verborgen bleiben. Das war schließlich der Zweck dieser Führung, dachte ich: unappetitliche Geschichten ans Licht bringen und sich offen und ehrlich damit auseinandersetzen. Ohne Verschnaufpausen. Doch ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als David seinen Satz fortführte: »Diese Geschenke waren menschliche Wesen aus der versklavten Community.«

David wusste genau, was er tat: Es war die pädagogische Ent-

sprechung eines Crossover im Basketball; man lullt den Gegner ein – vermittelt ihm die momentane Gewissheit, die Richtung zu kennen, in die die Dinge sich entwickeln – bevor man abrupt die Hände unter seinen ausgestreckten Armen wechselt und ihn wie angewurzelt hinter sich stehen lässt, während man auf den Korb zuläuft.

David nannte die versklavten Schwarzen, die auf Monticello lebten, »menschliche Wesen«. Die Entscheidung, primär von »Menschen« anstatt von »Sklaven« zu sprechen, war eine kleine, aber absichtsvolle Geste. Er schilderte die Spiele, die die Kinder an warmen Sonntagnachmittagen spielten (es war der einzige Tag der Woche, an dem sie nicht arbeiten mussten), die Lieder, die die versklavten Arbeiter spätabends sangen, wie sie feierten, wenn jemand heiratete. Was da immer mitschwang, war die Menschlichkeit der Versklavten – ihr ungebrochenes Verlangen, ein erfülltes Leben zu führen, das nicht nur von ihrer Zwangsarbeit bestimmt wurde.

David und allen anderen Tourguides auf der Plantage oblag es, dieses Menschsein trotz eines sehr begrenzten Zugangs zu den eigenen Geschichten der Versklavten vermitteln. Die Historikerin Lucia Stanton, die über dreißig Jahre lang auf Monticello arbeitete, hatte genau damit zu kämpfen. »Die Welt der Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner auf Monticello zu rekonstruieren, ist eine Herausforderung. Es sind nur sechs Bilder von Männern und Frauen, die dort in Sklaverei lebten, bekannt, und ihre eigenen Worte sind nur in vier Erinnerungen und einer Handvoll Briefen festgehalten«, schrieb sie. »Ohne direkte Augenzeugenberichte der meisten afroamerikanischen Bewohner Monticellos müssen wir versuchen, ihre Stimmen aus den knappen Aufzeichnungen in Jeffersons Farm Book herauszuhören sowie aus den oft voreingenommenen Berichten und

Briefen zu den Betriebskosten und aus den überlieferten Erinnerungen derjenigen, die Monticello verließen, um in Freiheit zu leben.«²

Doch trotz der begrenzten Quellen erweckte David diese Geschichten zum Leben. Mit folgenden Worten beendete er seine Vorrede zur Führung: »Wissen Sie, wenn Sie das alles zusammennemen, diese Dokumente wie Jeffersons Farm Book, die Erinnerungen von Menschen, die Monticello ihr Zuhause nannten, und archäologische Funde, dann beginnt die Story sich zu entfalten. Was machen diese Familien, die einst hier lebten, den Schrecken und der Unterdrückung der Sklaverei zum Trotz? Sie bemühen sich um ein quasi normales Leben. Sie pflegen Traditionen. Sie geben ihren Kindern eine Chance zu lernen, eine Chance zu spielen. Vielleicht versuchen sie sogar, diese Kinder gegen die Realität abzuschirmen.«

Ich blickte mich auf dem Rasen um und stellte mir vor, wie Monticello vor zweihundert Jahren ausgesehen haben mochte. Es war das Zuhause Hunderter Menschen, darunter einiger Großfamilien. Einige Familien waren auf Monticello über drei Generationen und mehr versklavt. Es handelte sich um die Gillettes, die HERNs, die Fossetts, die Grangers, die Hubbards und die Hemings.³

Ich ließ den Blick über die Landschaft schweifen und stellte mir vor, wie die Kinder der Gillettes zwischen den Pferden herumliefen, die gestriegelt und gefüttert wurden, und wie ihre Stimmen durch die Bergluft schwirrten. Ich dachte an David und Isabel HERN, die, obwohl eine Eheschließung zwischen versklavten Menschen in Virginia illegal war, heirateten und bis zu Isabels Tod ein Paar blieben. Ich malte mir aus, wie sie vielleicht im Schatten der Maulbeerbäume eine Pause von der Arbeit machten, flüsterten, lachten und sich in den Armen hielten.

Ich dachte an Joseph Fossett, der auf Monticello blieb, während seine Frau nach Washington, D.C., gebracht wurde, um während Jeffersons Präsidentschaft in der Küche des Weißen Hauses zur Köchin angelernt zu werden. Daran, dass drei ihrer Kinder im Weißen Haus zur Welt kamen. Oder dass Jefferson 1806 dachte, Joseph sei geflohen. Dabei war er nur in Washington gewesen, um seine Frau zu sehen.

Ich musste auch daran denken, dass 1827, nach Jeffersons Tod, Edward und Jane Gillette sowie neun ihrer Kinder und zwölf ihrer Enkelkinder verkauft wurden. Dass David Hern sowie seine vierunddreißig überlebenden Kinder und Enkel verkauft wurden.⁴ Dass Joseph Fossett gemäß Jeffersons Willen freigelassen, aber seine Frau Edith und sieben ihrer Kinder verkauft wurden. Wie man diese Familien auseinanderriss, um posthum Jeffersons Schulden zu begleichen.

Ich dachte an all die Liebe, die es auf dieser Plantage gegeben hatte, und an all den Schmerz.

David winkte uns, ihm zu folgen, und so spazierten wir von Jeffersons Haus aus die Mulberry Row hinunter, wo einige der versklavten Familien gewohnt hatten. David ging zu ein paar Bänken unter mehreren Maulbeerbäumen und forderte uns auf, dort Platz zu nehmen. Zwischen uns und dem Garten hinter ihm stehend, erzählte er die Geschichte eines versklavten Arbeiters namens Cary. Der Teenager gehörte zur Nagelschmiede auf der Plantage. Die versklavten heranwachsenden Jungen mussten annähernd tausend Nägel pro Tag produzieren und wurden immer wieder geschlagen, wenn sie zu langsam waren.

Eines Tages versteckte Carys Freund Brown Colbert zum Scherz eines von Carys Werkzeugen. Cary wusste, dass es überhaupt nicht witzig war, seine Werkzeuge nicht zu finden. Er wurde – wahrscheinlich aufgrund extremer Furcht – so wütend,

dass er seinem Freund mit dem Hammer auf den Kopf schlug. Dieser fiel dadurch ins Koma. Obwohl Brown Colbert sich wieder erholte, war Jefferson danach in einer schwierigen Lage. Was sollte er mit jemandem tun, der beinah einen Mitbewohner von Monticello getötet hatte? Sollte er ausgepeitscht werden? Was wollte die Gemeinschaft der versklavten Menschen? Was verlangte Browns Familie? Welche Folgen hätte es, wenn Cary bleiben durfte? Welche, wenn er gehen musste? Letztlich gab Jefferson Anweisung, Cary zu verkaufen. Und zwar, wie David es beschrieb, »an einen Ort, so weit entfernt, dass man nie wieder von ihm hören wird und es vor den anderen Nagelschmieden so aussehen wird, als wäre er getötet worden«. Wenig später kamen Sklavenhändler nach Monticello und bezahlten dreihundert Dollar für Cary. Keiner auf Monticello sollte ihn je wiedersehen oder etwas von ihm hören.

Während auf der Monticello Plantation großteils dieselben Familien ihr ganzes Leben verbrachten, ließ Carys Geschichte mich an die verbreitete Praxis außerhalb von Monticello denken, Familien unter der Sklaverei zu trennen. Und das war keine Nebensächlichkei, sondern eine zentrale Maßnahme. In *Soul by Soul* schreibt der Historiker Walter Johnson: »Von den zwei Dritteln einer Million getätigter zwischenstaatlicher Verkäufe durch die Händler in den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg bedeuteten 25 Prozent die Zerstörung einer Ehe und 50 Prozent die Zerstörung einer Kernfamilie – vielfach wurden dabei Kinder unter dreizehn von ihren Eltern getrennt. Bei fast allen kam es zur Auflösung einer bis dahin existierenden Gemeinschaft. Und das sind nur die Verkäufe innerhalb eines Bundesstaats.«⁵ Der Historiker Edward Bonekemper schätzt, dass während der Besitzsklaverei insgesamt etwa eine Million versklavter Menschen von ihren Familien getrennt wurden.⁶

Szenen und Schilderungen solcher familiären Trennungen sind zentrale Themen in den Erzählungen, die versklavte Menschen im 18. und 19. Jahrhundert geschrieben und veröffentlicht haben. Eine der erschütterndsten stammt von einem Mann namens Henry Bibb. Sein Buch, *Narrative of the Life and Adventures of Henry Bibb, An American Slave, Written by Himself*, wurde 1849 veröffentlicht (vier Jahre nach der Publikation von Frederick Douglass' Buch mit einem ähnlichen Titel). Bibb floh aus der Sklaverei in Kentucky nach Kanada, wo er ein bekannter Abolitionist wurde und die Zeitung *Voice of the Fugitives* gründete.

In seinem Buch gibt es eine frappierende Illustration: Ein Mann im Anzug steht auf einem Tisch mitten in einem Raum und blickt auf die Menschen unter ihm. In der Linken hält er einen Auktionshammer, in der Rechten ein in der Luft baumelndes Schwarzes Kleinkind, das er am Handgelenk gepackt hat. Eine Frau – anscheinend die Mutter des Kindes – kniet unterhalb des Mannes, die Arme verzweifelt ausgestreckt, fleht sie um Erbarmen der Männer, die sich selbst zu Göttern aufgeschwungen haben. Im Bild sind noch weitere weiße Männer, alle in Anzügen und mit breitkrepfigen Hüten. Derjenige, an den die Mutter ihre Bitten zu richten scheint, steht links vom Tisch und hat eine Zigarette zwischen den Lippen. Ein anderer, am Rand, hält eine Peitsche über seinen Kopf, die durch die Luft zu schnalzen scheint. In der unteren Bildhälfte sind die Versklavten zu sehen. Einige in Ketten, zwei halten sich umschlungen. Ein anderer hat das Gesicht in den Händen vergraben.

Neben der Abbildung schreibt Bibb quälend detailliert:

Nachdem alle Männer verkauft waren, verkauften sie die Frauen und Kinder. Sie befahlen der ersten Frau, ihr Kind wegzulegen und auf den Auktionstisch zu steigen; sie wei-

gerte sich, ihr Kleines aufzugeben, und klammerte sich, solange es ging, daran, während die grausame Peitsche sie wegen dieses Ungehorsams traf. Im Namen Gottes flehte sie um Erbarmen. Doch das Kind wurde den Armen der Mutter entrissen, während Mutter und Kind herzerreißend schrien und die Tyrannen Verwünschungen ausstießen und die Peitsche schwangen. Schließlich wurde das arme Kleinkind der Mutter, die man dem Höchstbietenden opferte, endgültig genommen. Auf diese Weise verlief der Verkauf von Anfang bis Ende.

Da war jeder Spekulant mit seinen Handschellen, um seine Opfer nach dem Kauf zu fesseln; und während sie das Schriftliche erledigten, baten die Christen unter den Sklaven um Erlaubnis, sich noch einmal zum Gebet auf den Boden knien zu dürfen, bevor sie getrennt würden, was man ihnen gewährte. Und während sie sich kurz vor ihrer endgültigen Trennung gegenseitig mit Tränen der Trauer badeten, schienen ihre eloquenten Anrufungen des Allererhöchsten im Gebet in den Ohren ihrer Tyrannen ein unangenehmes Gefühl auszulösen, denn man befahl ihnen, aufzustehen und ihre Glieder für den Sklavenzug zu rüsten. Als sie beim ersten Aufruf nicht sprangen, wurden sie bald vom Geräusch der Peitsche und der rasselnden Ketten angetrieben, mit denen ihre jeweiligen Herren sie fortzerrten – Ehemänner von Ehefrauen und Kinder von Eltern, die nicht erwarten konnten, sich vor dem Tag des Jüngsten Gerichts wiederzusehen.⁷

Obwohl Jefferson völlig klar war, welche Auswirkung dieser Verkauf eines versklavten Menschen an eine andere Plantage auf die übrigen Versklavten haben konnte, verkaufte er im Lauf sei-

nes Lebens mehr als hundert von ihnen.⁸ Lucia Stanton schreibt, dass Jefferson, genau wie andere Einwohner Virginias vor dem Bürgerkrieg, die sich für aufgeklärt hielten, es bevorzugte, wenn sein versklavtes Eigentum im Familienverbund verkauft wurde. Typischerweise verkaufte er Einzelne nur, wenn er in finanziellen Schwierigkeiten steckte. 1820 schrieb er, er hätte »Skrupel, *negroes* außer wegen Vergehen oder auf ihren eigenen Wunsch zu verkaufen«. Und es gab tatsächlich Fälle, in denen Jefferson eine versklavte Person verkaufte oder kaufte, um sie wieder mit ihrem Partner zu vereinen, »wo das halbwegs machbar ist«.⁹ Laut Jefferson wünschte er ein Szenario, bei dem weder Eheleute noch Kinder und Eltern auseinandergerissen würden.

Doch Jefferson ließ durchaus zu, dass Familien unter seiner Aufsicht getrennt wurden. Er trennte Kinder mit gerade mal dreizehn Jahren durch Verkauf von ihren Eltern, kaufte Kinder, die erst elf waren, und trennte Kinder unter zehn von ihren Familien, um sie auf seine eigenen Güter zu verteilen oder Angehörigen zu schenken.¹⁰ Jefferson hielt sich selbst für einen gütigen Sklavhalter, aber seine moralischen Ideale kamen erst an zweiter Stelle und waren immer verstrickt mit seinen eigenen wirtschaftlichen Interessen und denen seiner Familie. Jefferson begriff auch sehr wohl den besonderen ökonomischen Vorteil, wenn er Eheleute zusammen ließ und notierte, »ein Kind alle zwei Jahre bringt mehr Profit als die Ernte des besten arbeitenden Mannes«¹¹.

Jefferson glaubte, sich selbst von der Barbarei der Sklaverei freisprechen zu können, indem er deren brutalste Methoden nur in reduziertem Ausmaß nutzte. Auf das Auspeitschen seiner Sklaven beispielsweise »darf nur im äußersten Fall zurückgegriffen werden«.¹² Er wollte das Beste aus beiden Welten und suchte nach Aufsehern, die vielleicht weniger brutal waren als

im Virginia des späten 18. Jahrhunderts üblich, sofern das ohne Einschränkungen der Erträge und Effizienz seiner Plantagen möglich war. Als Robert Hemings – der versklavte Arbeiter von gemischter Abstammung, dessen Eltern Elizabeth Hemings und Jeffersons Schwiegervater John Wayles waren – eine Frau fand und sich freikaufen wollte, reagierte Jefferson zornig. Er erwartete »Loyalität für die »Nachsicht«, die er Hemings gewährt hatte, und konnte nicht begreifen, dass ein Sklave Freiheit und Familie der Treue zu seinem Herrn« vorzog.¹³

Aber in Jeffersons Fall konnte Absolution niemals dadurch erreicht werden, dass er sich weigerte, die abscheulichsten Aspekte der Sklaverei mitzumachen. Einen versklavten Menschen zu besitzen, bedeutete, die Barbarei der Institution fortzusetzen. Und wenn er das Gefühl hatte, es sei nötig, um die Ordnung, die sein Leben ermöglichte, aufrechtzuerhalten, dann griff Jefferson durchaus zu einigen genau dieser Methoden, die er angeblich zutiefst verabscheute.

Um das Jahr 1810 floh James Hubbard, ein versklavter Mann, der in der Nagelschmiede von Monticello gearbeitet hatte. Das hatte er bereits fünf Jahre zuvor versucht, war damals aber schon kurz nach der Flucht gefasst worden. Diesmal wurde er etwa ein Jahr danach aufgegriffen. Als man ihn zurückbrachte, schrieb Jefferson: »Ich ließ ihn in Anwesenheit seiner alten Kameraden heftig auspeitschen.«¹⁴ Obwohl er versuchte, Distanz zwischen sich und die Misshandlung zu bringen, indem er einem Aufseher den Auftrag erteilte, wusste Jefferson genau wie alle Sklavenhalter des Südens, dass das Spektakel der öffentlichen Körperverletzung ein Mittel war, um einerseits die Autorität über und die Disziplin unter den versklavten Arbeitskräften durchzusetzen.

Im Verlauf von Davids einstündiger Führung merkte ich, dass ich vor allem zwei Frauen beobachtete. Jedes Mal wenn er eine neue Geschichte, Tatsache oder einen historischen Beleg für Jefferson als Sklavenhalter präsentierte, verzogen sie vor Staunen die Gesichter. Ihre Münder standen offen und sie schüttelten die Köpfe, beinah als hätte man ihnen glaubwürdig versichert, dass die Erde doch eine Scheibe wäre.

Nachdem Davids Führung zu Ende war und die Leute sich zerstreut hatten, um den Rest der Plantage zu besichtigen, ging ich auf die beiden zu und fragte, ob sie bereit wären, mir ihre Reaktionen auf das eben Gehörte zu erklären.

Donna faltete ihre Broschüre zusammen und fächelte sich damit Luft zu. Ihr silbergraues Haar schimmerte in der Hochsommersonne gelblich und war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der ihr bis über die Schultern fiel. Während wir uns unterhielten, schwankte sie leicht und verlagerte ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Ihre schwarzen Flipflops quietschten durch den unterschiedlichen Druck leise. Ihre Stimme hatte einen schwachen texanischen Akzent, der dafür sorgte, dass sie jedes I in die Länge zog und ihre Ls in der Brise schmolzen. Grace sprach dagegen mit höherer Stimme und schneller. Ihre grau melierten Haare waren nur wenige Zentimeter lang. Ihre Haut war von Jahren unter der Sonne Floridas fleckig, auch wenn sie, wie sie mir erzählte, ursprünglich aus Vermont stammte.

Beide waren herzlich und aufgeschlossen, als ich sie ansprach. Es wehte gerade eine kühle Brise, die uns ein bisschen Erleichterung von der Sommerhitze verschaffte.

Ich fragte, ob sie vor dieser Führung schon von Jeffersons Verhältnis zur Sklaverei gewusst hatten. Davon, dass er versklavte Arbeitskräfte hatte auspeitschen lassen, Familienmitglieder von-

einander getrennt und Generationen von Familien gefangengehalten hatte. Ihre Antworten waren knapp und ehrlich.

»Nein.«

»Nein.«

Beide schüttelten die Köpfe, als seien sie immer noch verblüfft von dem, was sie eben erst erfahren hatten. Und man spürte deutliche Enttäuschung – vielleicht von sich selbst, vielleicht von Jefferson, vielleicht beides.

»Da wächst man auf und er gehört zu den Grundlagen amerikanischer Geschichte ab der vierten Klasse ... Er ist ein großartiger Mann und hat viel geleistet«, sagte Donna, während sie mit den Händen gestikuliert, und mokierte sich beinahe nachträglich über die Dinge, die sie früher über Jefferson gelernt hatte. »Und selbstverständlich hat er Dinge erreicht. Aber wir haben gerade darüber gesprochen, dass nach all dem hier der Lack wirklich ab ist.«

»Ja ... das bringt es auf den Punkt«, sagte Grace nickend.

Sie war mit Donnas inzwischen verstorbenem Bruder verheiratet gewesen. Schon vorher hatten sie sich nahestehend, aber seit seinem Tod fanden sie Trost beieinander und reisten gemeinsam kreuz und quer durchs Land, vor allem an historisch bedeutsame Orte. Sie erklärten mir, dass sie eigentlich wegen der Architektur nach Monticello gekommen waren. Die faszinierte sie, weil sie ganz ohne moderne Werkzeuge und Maschinen entstanden war. Vor allem Donna bewunderte die Handwerker, die so reiche Verzierungen an den Bauwerken vollbracht hatten, die bis heute überdauerten.

»Ich bin ein bisschen verrückt nach Geschichte«, sagte sie, »und ich wollte einfach das Haus besichtigen, denn ich liebe es, Städte zu besuchen, die damals ohne all die ausgefeilten Geräte entstanden sind.«

Jeffersons Haus, dessen Fertigstellung über vierzig Jahre gedauert hatte, verkörperte so viel von dem, was sie bewunderte. Die Historikerin Annette Gordon-Reed schrieb darüber, dass noch vor Baubeginn versklavte Arbeiter mitten im Winter die Hügelspitze abtragen mussten. Und zwar zu einer Zeit, als es außer Schaufeln noch keinerlei mechanische Hilfsmittel gab. Außerdem mussten die versklavten Arbeiter, da es auf dem Gipfel des Hügels kein Wasser gab, knapp zwanzig Meter tief graben – doppelt so tief wie sonst üblich –, bevor sie nach sechs- undvierzig Tagen auf Wasser stießen.¹⁵

Das Haus selbst ist eine Villa mit über tausend Quadratmetern und dreiundvierzig Zimmern. Die markante Westfront schmücken sechs dorische Säulen, die aus über viertausend halbrunden Ziegeln errichtet wurden, um wie Marmor auszusehen. Das darauf ruhende Dach ragt weit vor, sodass ein Portikus entstand, in dem Jefferson gerne saß und seine Gäste empfing – Staatsmänner, Philosophen, Kaufleute und alte Freunde. Hunderttausende zimtfarbene Ziegel verkleiden die Fassade mit ihren grünen Fensterläden und weißen Fenstern, die im Sonnenschein strahlten. Viel vom Design des Hauses ist auf Jeffersons Zeit in Europa zurückzuführen, wo er sich von der Architektur der römischen Antike und der Renaissance inspirieren ließ. Er nutzte freie weiße Arbeiter und seine eigenen versklavten Arbeitskräfte, um seine Vision zu verwirklichen.

»Deshalb besichtige ich so was gerne«, sagte Donna, wieder mit Blick auf die beeindruckende Ästhetik des Hauses. »[Jefferson] war nur eine Nebenfigur. Aber Junge, Junge, das ...« Kopfschüttelnd senkte sie den Blick.

»Dieser Mann dort«, unterbrach Grace sie und schaute zu David, der sich gerade mit zwei Besuchern unterhielt, »er hat mir gerade eine ganz neue Sichtweise eröffnet.«